. 315. 37. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Dienstag, 23. Juni 1908

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Flickarbeit.

Zwischen zwei Polen pendelt die Reichsfinanzreform nun schon seit Jahren hin und her, zwischen der Belastung des Massenkonsums auf der einen und der Belastung des Vermögens auf der anderen Seite. So war es unter dem Reichsschatzsekretär Freiherrn v. Stengel, und so bleibt es auch unter dem Reichsschatzsekretär Sydow. Wie vor drei Jahren dem Reichstage so sehr buntscheckiges Steuerbuckett dargeboten wurde, das schon vom ästhetischen Standpunkt lebhaften Widerspruch wecken mußte, so scheint es auch jetzt wieder kommen zu sollen.

Dieser Vorgang ist auch ganz natürlich; denn der Massenkonsum bezieht sich auf zahlreiche Gegenstände, die nur durch eine Reihe von Spezialgesetzen für die Zwecke des Reiches tributpflichtig gemacht werden können; und vollends bedienen sich Handel und Wandel für ihre Zwecke der verschiedenartigsten Mittel und Wege, der Eisenbahn, der Post, des Telegraphen, des Automobils, der Fluß- und Seeschiffahrt, der Reklame, des Zeitungsinserates und zahlreicher sonstiger Hilfsmittel. Auch muß zugegeben werden, daß es für einen strebsamen Finanzminister etwas ganz leicht ist, alle diese wechselnden Formen des wirtschaftlichen Lebens „steuertechnisch" zu erfassen. Der deutsche Kaufmann ist findiger als der findigste Reichsschatzsekretär; er weiß sich immer wieder ein Schlupfloch zu schaffen muß, und den Kaufmann, der die Produktion in Umlauf setzt, mit immer neuen Lasten zu bepacken.

Unter solchen Umständen kann es nicht ausbleiben, daß in materieller Beziehung die Erzeugung von Gütern immer mehr erschwert, der Lebensunterhalt immer weiter verteuert und der wirtschaftliche Fortschritt immer rücksichtsloser gehemmt wird — und daß in formeller Hinsicht das Reichssteuersystem immer unübersichtlicher, verwickelter und schwerfälliger wird. Schon heute gleicht das Steuersystem des neuen Deutschen Reiches einigermaßen dem aus hundert Fetzen zusammengesetzten Mantel des Märchenkindes „Allerleirauh". Herr Sydow erschöpft seine Kunst darin, dieses Flickwerk noch weiter auszubauen und dem Steuermantel noch ein Dutzend neuer Lappen anzufügen.

Leider findet er in diesem Bestreben nicht bloß beim preußischen Finanzminister und den preußischen Agrariern Unterstützung und Förderung. Auch in Süddeutschland scheint man noch weit entfernt zu sein von der Erkenntnis dessen, was dem Reich wirklich not tut. Gestern hat sich der Finanzausschuß der bayerischen Reichsratskammer mit der Reichsfinanzreform beschäftigt. Wir hören die bayerischen Herren immer gern, weil sie unvergleichlich viel weiter blicken als unsere Junker. Aber wir müssen leider sagen, daß sie diesmal ebensowenig auf der Höhe standen wie ihre Standesgenossen in Preußen. Das Gefühl, daß wir im Reich zu gesunden Finanzen kommen müssen, schon weil nur dann ein gutes Heer und eine tüchtige Marine eine sichere Friedensbürgschaft bedeuten, war natürlich im Finanzausschuß des Reichsrats lebendig und kam auch zum sachgemäßen Ausdruck. Ebenso betonte Graf Moy durchaus zutreffend, daß es des Zusammenarbeitens aller bedürfe, um die schwierige Frage der Reichsfinanzreform zu einem glücklichen Ende zu führen. Aber das Zugeständnis des Grafen Moy erschöpfte sich in einer Ausdehnung der Reichserbschaftssteuer auf Deszendenten und Ehegatten — was freilich immer schon viel mehr ist, als die preußischen Junker bewilligen wollen — während er von direkten Reichssteuern nichts wissen wollte; dafür trat er dann einerseits für eine Erhöhung der indirekten Steuer auf Tabak und Branntwein, andererseits für die Einführung einer Quittungs-, Inseraten-, Reklame-, Vergnügungs- und Luxussteuer ein.

Die anderen bayerischen Reichsräte gingen über diesen recht engen Steuerhorizont des Grafen Moy nicht weit hinaus; so wollte auch Graf Crailsheim die indirekten Steuern in den Vordergrund stellen. Leider mußte auch der bayerische Finanzminister v. Pfaff auf solche Anregungen nichts Besseres zu erwidern, als indem er sich grundsätzlich für eine Inseratensteuer erklärte, und zwar, weil nach seiner Meinung mit den Inseraten vielfach ein „großer Luxus" getrieben werde. Er fügte allerdings hinzu, daß ein solcher Vorschlag erheblichen Schwierigkeiten begegnen würde, da die Gegner der Inseratensteuer von der ganzen Presse unterstützt würden.

Darin dürfte der bayerische Finanzminister auch nicht so unrecht haben. Nur liegen die Dinge nicht so, daß etwa die Presse pro domo kämpft, wenn sie gegen eine Inseratensteuer Front macht; denn diese Steuer würde ja doch, genau wie seinerzeit die Mietssteuer auf die Mieter, auf die Inserenten abgewälzt werden. Es wäre einfach die Rücksicht auf die Bewegungsfreiheit in Handel und Verkehr, die für die Bekämpfung einer Inseratensteuer ausschlaggebend wäre, ebenso wie von diesem Gesichtspunkt die Presse gegen die Beseitigung des Ortsportos, gegen den Frachturkundenstempel, die Quittungssteuer, die Fahrkartensteuer und andere Steuern polemisiert hat, die den Verkehr verteuern und damit erschweren.

Wenn deshalb Graf Moy im Finanzausschuß der Reichsratskammer schließlich die sichere Erwartung aussprach, daß jeder Deutsche freudigst bereit sei, Opfer zu bringen, wenn das Ansehen oder die Würde des deutschen Vaterlandes solche fordere, auch wenn es schwerere sein sollten als nur finanzielle, so stimmen wir ihm grundsätzlich gewiß zu; nur halten wir es noch lange nicht für gleichgültig, welcher Art die vom deutschen Volke gebrachten Opfer sein sollen. Mit der Belastung des Konsums und Verkehrs geht es eben nicht weiter, wenn nicht schließlich die Henne, die die goldenen Eier legt, geschlachtet werden soll.

Das sagen wir, obgleich Herr Sydow vor drei Jahren im Reichstage über diesen Vergleich gespottet hat. Es ist eben doch wahr, daß ein Volk in wirtschaftlicher Beziehung nicht vorwärts kommen kann, wenn es ein schwere Kugel in Form von Steuern auf den Massenkonsum und die Handelsfreiheit nach sich schleppen muß. Man mag solche Steuern noch so raffiniert ausklügeln; sie bleiben doch immer Stückwerk und Flickwerk. Erst wenn man sich den ethischen Ruck gibt und zur Sanierung der Reichsfinanzen die tragfähigen Schultern direkt heranzieht, wird das Reich auch dem Auslande gegenüber finanziell gefestigt dastehen. Eher nicht!

• Im Präsidium der **Ansiedlungskommission** für Westpreußen und Posen soll ein Wechsel bevorstehen. Wie uns ein Privat-Telegramm aus Danzig meldet, soll westpreußischen Blättern zufolge an Stelle des bisherigen Präsidenten Blomeyer der Regierungspräsident Dr. Gramsch aus Allenstein zum Präsidenten der Ansiedlungskommission ernannt werden. Dieser Wechsel soll schon in den nächsten Tagen stattfinden. — Derartige Nachrichten sind in den letzten Monaten wiederholt aufgetaucht, ohne daß sie sich bisher bewahrheitet haben. So hieß es auch eine Zeitlang, Präsident Blomeyer solle Regierungspräsident in Stralsund werden. Man wird abwarten müssen, ob die betreffenden westpreußischen Blätter diesmal recht behalten.

• Der **Rücktritt** des Münchener Obersthofmeisters Grafen zu Castell-Castell erfolgt einem Privat-Telegramm unseres Münchener Korrespondenten am 1. Oktober. Allgemein verlautet nun, daß Obersthofmarschall Graf v. Seinsheim dessen Nachfolger werde. Wie jedoch unser Korrespondent aus zuverlässiger Quelle erfährt, wird **Ministerpräsident Freiherr v. Podewils** an Castells Stelle treten.

Deutschland und die Türkei.

Phantastische Ausstreuungen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 23. Juni.

Trotz der bekannten Erklärung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" lanciert das „Echo de Paris" von neuem ein Gerücht, das die deutsche Regierung einer heimlichen Minierarbeit in Konstantinopel beschuldigt. Das Blatt, dessen deutschfeindliche Tendenz bekannt ist, läßt sich von einem Korrespondenten vom goldenen Horn folgendes melden: Ich hatte Gelegenheit, einen hervorragenden Würdenträger der Pforte über die letzte Orientreise des Generals von der Goltz zu sprechen. Diese Persönlichkeit hat mir nicht verhehlt, daß die Begegnung von Reval oder genauer die englisch-russische Verständigung zur Ursache ernster Beunruhigung in der Türkei geworden ist. Bisher hatte gerade die Rivalität zwischen England und Rußland es der Türkei ermöglicht, beider Entschlüsse zu verzögern, da der Einfluß der einen Macht durch den der anderen Macht aufgehoben wurde. Nur auf diese Weise ist zum Beispiel die lange Dauer des türkisch-persischen Konfliktes zu erklären. Die Pforte suchte ein Mittel, um die Uebereinstimmung der Mächte im Orient zu verhindern und deshalb das Band mit Deutschland enger zu knüpfen. So erklärt sich die Aufmerksamkeit gegen Deutschland. So ist es auch zu erklären, daß der Sultan in der letzten Zeit den Vertrag mit der Bagdadbahn bestätigt hat, die Deutschland ein unbestreitbares Uebergewicht in Kleinasien gibt. Die Reise des Generals v. d. Goltz ist auf formellen Wunsch des Sultans erfolgt, der bei dieser Gelegenheit das Terrain für eine eventuelle deutsch-türkische Entente rekognosziert. Auch soll v. d. Goltz eine Reise des Kaisers nach Konstantinopel vorbereiten, die diese neue Entente besiegeln soll.

* * *

Von der türkisch-persischen Grenze.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

⚒ **Petersburg**, 23. Juni.

Der „Nowoje Wremja" wird aus Dhulka gemeldet: Gegenwärtig ist die Lage der Dinge die, daß die türkischen Truppen im Bestande von zwei Bataillonen, einer Batterie und zwei Schwadronen an der Linie Maweno-Kalatschewa stehen. Die Dragoner liegen beim Dorfe Band, fünf Kilometer vor Urmia. Ferner stehen in den Bezirken Saldus, Laidshan und Soudschbulak 17 Bataillone, 5 Batterien und die sechste Kavalleriedivision. Gegen Rußland gehen diese Vorbereitungen nicht. Vor den türkischen Truppen befinden sich Kurden, welche keine bestimmte Position einnehmen, jedoch periodische Angriffe gegen die Dörfer um Urmia aus-

---

Der Spießbraten.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Schüler.

Ein Sommertag. Im Grünen, vor den Toren der kleinen Stadt, hatte man bei einer Erdbeerbowle und wartete auf den Spießbraten, den sie „am Bratspießen zum Spaß brieten". Der Apotheker war nicht wenig stolz auf dieses Wortspiel, das er erst seiner rechten und dann seiner linken Dame versetzte. Dabei rieb er sich vor Vergnügen das Knie, was er immer tat, wenn er lachte.

Die Damen lachten mit; aber es kam ihnen nicht von Herzen. Denn Frau Sanitätsrat hatte Hunger, und Frau Postdirektor hatte keine Zeit: sie sah nur immer zu ihrer Elli herüber, die wieder einmal neben dem Herrn Pfarrverweser saß. Wenn er sich nur endlich erklären wollte! Ganz Groß-Kölzig sprach schon davon, und es ist doch keine Art, besonders nicht von einem geistlichen Herrn, junge Mädchen ins Gerede zu bringen. Elli sagte: es sei himmlisch, so im Grünen zu speisen, und gar, wenn man neben jemandem sitze, der einen so „voll und ganz" verstehe wie der Herr Pfarrverweser. Und dabei schlug sie die Augen zu ihm auf.

Der Herr Stationsvorsteher machte zwar eigentlich keine „rauschenden Feste" mit, wie er seiner Nachbarin versicherte. „Man ist nicht umsonst vier Jahre lang Offizier bei der Schutztruppe gewesen. Den Ganz hat man weg. Aber na: Spießbraten ist Spießbraten." Und dann flüsterte er ihr ins Ohr, daß er eigentlich überhaupt nicht zu den Groß-Kölzigern passe. Der Spieß dort sage alles. „Na, und in Afrika sei halt doch der Horizont ein anderer als im Groß-Kölzig." Er sagte das zu einer schlanken Dame mit rotem Haar. Drei grüne Federn wallten von ihrem Hut, und an den Händen funkelten Brillanten.

Sie weilte zu Besuch bei dem kleinen, runden Amtsgerichtsrat. Denn sie war seine Nichte: als solche hatte er sie in Groß-Kölzig eingeführt. Und warum sollte sie nicht seine Nichte sein?

„Ich bin gespannt wie'n Regenschirm," sagte sie: „Spießbraten ist mal was anderes." Spießbraten habe ich noch nicht gehabt." „Spießbraten", sagte der Apotheker, „ist ein Braten, den Spießer am Bratspießen zum Spaß brieten." Er freute sich herzhaft über den also sprachlich erweiterten Wortwitz und rieb sich krampfhaft das Knie. Aber der Herr Prokurist, der ihr gegenüber saß, setzte ihr auseinander, daß die Sitte des Spießbratens außer in Groß-Kölzig nur noch in wenigen Städten des westlichen Deutschlands bestehe. Und zwar stamme sie von gewissen Indianerstämmen in Brasilien, von denen die Fabriken in Groß-Kölzig ihre Rohprodukte beziehen; die Zwischenhändler hätten die dortzulande herrschende Sitte, das Fleisch zu bereiten, nach Groß-Kölzig gebracht. Und dann fragte er sie, ob sie aus Berlin sei. Ja, sie war aus Berlin. Berlin müsse schön sein — meinte er. Er habe es sich schon immer einmal ansehen wollen. Aber er sei noch nicht dazu gekommen. Die Nichte sah ihn an wie ein Wundertier. Sie konnte sich gar nicht denken, daß man Berlin nicht kenne. „Ja," sagte der Herr Prokurist, „ich komme fast niemals hier heraus. Die Fabrik nimmt mich vollständig in Anspruch."

Aber der Herr Amtsgerichtsrat sagte: „Trink' doch, Kindchen," und der Herr Pfarrverweser, der neben ihr saß, nahm ihr Glas und schob es mit dem seinigen zu dem Mann, der an der Quelle saß und „eigentlich keine rauschenden Feste" mitmachte. Inzwischen hatte der dicke Gutsbesitzer in Hemdsärmeln am Feuer gestanden und das mächtige Stück Fleisch am Spieß gedreht und gewendet, und nun war das stolze Werk vollendet. „So", sagte er, „die Fütterung der Raubtiere kann beginnen." Große Stücke wurden losgetrennt, und jedem Eins zugereicht. Stark angebrannt, aber schön saftig: so lautete das Urteil der Hausfrauen. „So gut wie bei Kempinski ist es nicht", sagte der Herr Sparkassenvorsteher, der der Nichte zeigen wollte, daß er auch in Berlin Bescheid wisse. Zugleich trank er ihr zu, und das machte er nach Kavalliersart, indem er nicht nur beim Anheben, sondern auch beim Absetzen des Glases sich leicht verneigte. Er trug Lackstiefel und bewahrte eine streng militärische Haltung. Und das mit Recht. Denn der Herr Sparkassenvorsteher war nicht nur Sparkassenvorsteher, sondern er war auch Reservoffizier, und er legte Wert auf diese Eigenschaft. Gestern noch hatte er des Königs Rock angehabt, als es sich darum handelte, ein Mitglied des Kriegervereins zu Grabe zu tragen, und es war wenig taktvoll von der Frau Brauereidirektor, wie sie ihn, in ihrer spinösen Art, fragte, ob er in dem dicken Rock nicht recht geschwitzt habe. Sie war es auch, die in Groß-Kölzig das Gerücht verbreitet hatte, daß der Herr Sparkassenvorsteher jeden Tag eine halbe Stunde in voller Uniform vor dem Spiegel stehe. Es war eben — wie er der Dame aus Berlin erklärte — ein ausgerechnetes Pech, daß ein Mann wie er unter Menschen mit so beschränktem Horizont zu leben gezwungen war.

Und jetzt kam der dicke Gutsbesitzer heran und fragte, wie der Braten geschmeckt habe. Und die Nichte sprach: „Prost, Dickerchen! Es war herrschön, es hat mich herrgefreut." Sie brauchte diesen Satz reichlich oft, und nicht immer bei passender Gelegenheit. Aber dem Herrn Pfarrverweser teilte sie auf Befragen mit, daß sie diese Worte der zurzeit so beliebten Operette „Der Walzertraum" entlehnt habe, in welcher sie selber eine tragende Rolle zu spielen hatte. Der Herr Amtsgerichtsrat lächelte wohlwollend: er wußte, daß die Nichte keinerlei tragende Rolle zu spielen, sondern zuletzt — und das war schon eine Weile her — als Choristin am Metropoltheater gewirkt hatte. Aber der Herr Pfarrverweser fand, daß es etwas Schönes sei um die Kunst; denn die Kunst adle den Menschen, und die Beschäftigung mit der Kunst sei auch Religion. Und wer sich an die Kunst halte, der könne nie ganz untergehen. Und damit ergriff er — unter dem Tische — die Hand der Künstlerin. Denn er konnte nicht viel vertragen, und die Bowle war ausgezeichnet.

Aber lange hielt er sich nicht „an die Kunst"; denn die Frau Postdirektor, welche mit gezücktem Segen dasaß und nur auf den Moment wartete, wo sie als Mutter und Schwiegermutter in die Situation eingreifen konnte, hatte sich erhoben und war an Elli herangetreten; angeblich, um das rosa Schleifchen zurechtzurücken, in Wahrheit aber, um zu erfahren, ob denn der Herr Pfarrverweser noch immer keinen Antrag gemacht habe. Nein, er hatte noch keinen gemacht. Dagegen benutzte er die jetzt freigewordene Hand, um das Glas der Nichte und das seinige dem Mann an der Quelle zum Füllen zu geben.

Aber die Frau Sanitätsrat fand, daß sich die Frau Brauereidirektor wieder einmal so recht aufgedonnert habe; und es sei gut, daß die Dame aus Berlin da sei, „damit die arrogante Person sehe, daß es Frauen gebe, die denn doch etwas eleganter seien als sie." Aber die Frau Postdirektor war auf die Nichte schlecht zu sprechen, weil sie ihrer Elli ins Gehege kam. Und sie sei doch eine vom Theater. Und wann wüßte nicht einmal, von welchem. Und sie begreife den Amtsgerichtsrat nicht, „daß er seine Nichte an der Bühne lasse, wo doch, nach allem, was man zu hören bekomme, so viele Verführungen an den Menschen herantreten." Aber die Frau Sanitätsrat fand, es sei trotzdem gut, daß sie hier sei, denn die Frau Brauereidirektor ärgere sich kaput. Und darin stimmte auch die Frau Postdirektor ihr bei, daß sich die Frau Brauereidirektor kaputärgern sollte.

Und als der Herr Pfarrverweser wiederum sein Glas dem Herrn Stationsvorsteher reichte, da stellte der Mann an der Quelle fest, daß diese leider versiegt sei. So stand man denn auf und luftwandelte zu zweien und zu dreien auf der Wiese und im nahen Gehölz. Die Sonne war gesunken. Bäume und Blumen dufteten stärker, und ein kosendes Lüftchen kam von den Hügeln her-